

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **26 (1958)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567612>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge

haben wir die Beiträge zu diesem Heft zusammengestellt. Fasching, Fastnacht, Faselnacht, Carneval — es ist die Zeit des fröhlichen Uebermutes, der liebenswürdigen Narretei, der heiteren Frechheiten, und so wenig wir das Jahr über dieser Seite unserer Art Raum gewähren — im Februar und am Maskenfest möchten auch wir einmal der Spottlust über eigene und fremde Torheiten freien Lauf lassen. Aber die Lustigkeit will manchmal nicht recht gelingen. Allzuoft versuchen immer noch löswilliger Unverstand und Verdrehung der Zusammenhänge dem Thema der Kameradenliebe das Stigma des Absurden und Verwerflichen, ja sogar des Verbrechens anhängen zu wollen. Manchmal fasst man sich an den Kopf, wenn man liest, was alles «den Homosexuellen» an den Kopf geworfen wird und fragt sich mit Recht, wozu Forscher und namhafte Rechtsgelehrte sich seit Jahrzehnten mit der Erscheinung der gleichgeschlechtlichen Liebe auseinandergesetzt haben, wenn alle niedergeschriebenen Erkenntnisse das Ohr der Öffentlichkeit nicht erreichen. Selbst bei uns in der Schweiz scheinen die grundlegenden Ausführungen für das jetzt geltende Gesetz noch nicht einmal dort Allgemeingut geworden zu sein, wo der Beruf dazu verpflichtet, sich täglich an die Allgemeinheit zu wenden. Man tischt längst überholte, nie gültig gewesene Formulierungen dem kaum fassbaren «gesunden Volksempfinden» als wissenschaftliche Wahrheit auf und lässt tränenselige und jeder Wirklichkeit baren Ergüsse den Weg in die Presse finden, aber um Gotteswillen keine sachlichen Hinweise auf die tieferen Zusammenhänge.

Eine erfreuliche Ausnahme machte in dieser Hinsicht die Basler Wochenzeitung «Basilisk», die in der ersten Nummer dieses Jahres einem Essay «Die Homosexuellen» Raum gewährte, der wenigstens den Versuch machte, die weitverzweigten Berührungspunkte anzudeuten; sachlich, ohne Sensation, aber auch ohne Schönfärberei und gerade deshalb sympathisch. Wenn auch einige Feststellungen darin der Korrektur bedürfen, die der homosexuelle Leser von sich aus korrigieren wird, so bleibt doch die Tatsache der versuchten ehrlichen Auseinandersetzung aller Anerkennung wert. —

Auch die «Basler Nationalzeitung» lässt in ihrer Nummer 28, vom 18. Januar 1958, der homosexuellen Erscheinung Gerechtigkeit widerfahren, anlässlich einer Besprechung des deutschen Filmes «Anders als du und ich» (§ 175). Und zwar schreit da eine Frau, Karena Niehoff aus Berlin, darüber:

«Hier wird das billigste und eben sattsam an nazistische Methoden erinnernde Mittel angewandt, das sich für die Behandlung dieses diffizilen Themas denken lässt: man benutzt unverrforen das weitverbreitete Ressentiment gegen die moderne Kunst, um auf diesem sehr mühelos zu bestellenden Boden gleich die Animosität gegen die Homosexuellen mitwachsen zu lassen. Das ist, man muss es so deutlich sagen, nichts anderes als eine Anmassung, eine lächerliche zudem. Denn nicht nur, dass diese durch eine in vielen Punkten pharisäische Gesetzgebung zu «Verbrechern» gestempelten Andersartigen unter den «unverständlichen» Künstlern nicht mehr zu finden sind als unter jedweden anderen, auch den biedersten Kreisen, unterrichtete Harlan und sein Drehbuchautor Felix Lützkendorf zwar flüchtig darüber, dass «dergleichen» auch schon im alten Griechenland vorkam, versäumt aber, das von ihm doch offenbar für gelehrig gehaltene Publikum darüber aufzuklären, dass diese athenische Päderastie — von Pindar bis Plato, von Praxiteles bis zu den grossen Tragikern — eine Kultur hervorgebracht hat, die selbst Harlan wohl kaum als «entartet» verdammen kann und die, übrigens von dem Päderasten Winckelmann wieder entdeckt, die Grundlage unserer ganzen geistig-künstlerischen abendländischen Existenz ist.»

Das könnte man auch jenen schweizerischen Reportern ins Stammbuch der Gedankenlosigkeit schreiben, die sich anlässlich der Zürcher Mordfälle nicht genug in gewissenlosen Verallgemeinerungen ergehen konnten und so wieder einmal der Oeffentlichkeit ein verzerrtes Bild einer Liebe zeichneten, die diesen Namen sicher in vielen Fällen ebensogut verdient wie in der Beziehung zwischen Mann und Frau.

An alle unsere schweizerischen Leser richten wir die herzliche und dringende Bitte, uns vor allem auf so positive Artikel wie die oben erwähnten aufmerksam zu machen. Wir müssen versuchen, mit der Presse, die sich sauber und ehrlich um eine Darstellung unseres So-Seins bemüht, in ein sachliches Gespräch zu kommen, um der Verdrehung der Tatsachen ein wahrhaftes Bild unserer Art gegenüber stellen zu können. Es bleibt dann immer noch, wie bei allem, was Leben heisst, Rätselhaftes und Ungeklärtes genug. Rolf.

Sage mir, wie er raucht,

und ich sage Dir, wer er ist.

Von Sporus II.

Da sitzt Du nun in der Bar und sinnierst vor Dich hin und willst den unbekanntem, geheimnisvollen Gentleman spielen, den niemand kennt.

Doch täusche Dich nicht: Sobald Du die erste Zigarette anzündest, enthüllst Du viel mehr von Deinem Wesen, als Dir lieb ist.

Schon wenn Du die Zigarettenpackung aus der Tasche holst, fällt der Schleier. Vielleicht legst Du unbewusst Deine Suchaktion so an, als wenn Du aber auch gar nicht wüsstest, wohin Du die Zigaretten gesteckt hast. Oder schiesst etwa Deine Hand wie ein Pfeil blitzschnell in die rechte Tasche, um in der Packung zu wühlen und dann mit elegantem Schwung eine einzige Zigarette ans Tageslicht zu fördern? Wenn Du die erste Manier vorziehst, so spricht das Schicksal, dass Du auch in anderen Fällen diese allgemeine und ins Ungefähre zielende Annäherungsmethode anzuwenden pflegst. Du scheinst dann mehr zu dem träumerischen, introvertierten Typ zu gehören, der sich so gerne in tiefsinnige Spekulationen verliert und an der ihn umgebenden Umwelt uninteressiert ist. Hast Du aber die zweite Angewohnheit, so beweist Du damit, dass Du Dich genau so schnell und robust auch bei der Annäherung an Menschen und Dinge verhältst.

Du meinst, das sei eine zu oberflächliche Verallgemeinerung von mir? Nun, wenn Du das nächste Mal in Gesellschaft bist, beobachte mal, wie jeder seine Zigarette anzündet.

Da ist erstens das Verfahren, dabei einem anderen eine anzubieten. Der grosszügige, extrovertierte Zeitgenosse wird, ich wette, die ganze Packung mit den Worten hinreichen: «Hier bitte, bedienen Sie sich!», während der Knauser erst die Packung schüttelt, bis ein einsames Stäbchen so gerade eben aus den übrigen herausragt, und dann wird er noch dazu kernerken: «Wissen Sie, eigentlich sollte man ja gar nicht rauchen, man raucht ja viel zu viel!»

Du musst auch einmal darauf achten, wie die Menschen die Zigarette halten. Bei dem Mann mit dem Eierkopf, der so gerne als Intellektueller gelten möchte, befindet sich gewöhnlich das Zigarettenende zwischen dem Daumen und Zeigefinger, ganz vorn, dicht hinter den Fingernägeln. So kann der Rauch sich hübsch an der Hand hochkringeln, und er hinterlässt nach dem langen Geplausche braune Nikotin-